Kampfbegier geblähten Nüstern in die Weite. Da dröhnt der trockene Boden unter schnellen Hufschlägen, eine gelbe Staubwolke fegt daher. Heftig peitscht der Quastenschweif des Hengstes die mageren Flanken, wild scharren seine kleinen Hufe den Boden.

Aus der wandernden Wolke tauchen fahlbraune Gestalten. Heftig schnaubend, den schweren Kopf erhoben, setzt Dschiggetai sich in Galopp. Ha, wie wirbelt er dahin, wie klingt sein Prusten laut und scharf durch die Mittagstille! Jetzt prallt er auf den Leithengst der Nahenden. Die langen Ohren zurückgelegt, mit funkelnden Lichtern, vor Wut quiekend, röchelnd und grunzend, hauen sie im nächsten Augenblick auf einander ein. Mit ihren starken Roßzähnen versuchen sie, den Kamm des Gegners zu packen, und schon bluten beide, vorab der Jüngere, aus tiefen Wunden.

Der Harem des Ankömmlings hat einen Kreis um die Kämpfenden gebildet, interessiert und neugierig, doch sonst ungerührt, verfolgen die Schönen den Verlauf des Geschehens. Nun versucht Dschiggetai, seinen Feind an die Kehle zu packen, doch der ist ein erfahrener Kämpe, — wirbelnd hauen die Hinterhufe gegen den dicken Schädel des Angreifers, daß es nur so dröhnt. Der Junge taumelt und stürzt. Einige Hiebe noch, dann rast die Kavalkade über den Besiegten hinweg, um drüben am See ihren brennenden Durst zu löschen. Der Ueberwundene, dessen Bug ein tiefer Riß durchquert, erhebt sich etwas mühsam und hinkt einer kleinen Lache zu. Hier wälzt er sich und kühlt die schmerzenden Wunden.

Bald gesellen sich zu ihm noch einige mehr oder weniger zerschundene Junghengste, und sie führen, in respektvoller Entfernung dem Trupp glücklicherer Nebenbuhler folgend, einstweilen ein etwas verärgertes Junggesellendasein, während drüben muntere Fohlen lustig um ihre Mütter tollen.

Ovis aber, der riesige, alte Widder, ein Einzelgänger, hält es mit Dschiggetai und seinen Leidensgefährten. Gern dulden die Kulane den würdigen Philosophen in ihrer Mitte, wissen sie doch, daß seine feinen Sinne und das stets wache Mißtrauen auch ihnen sichersten Schutz bedeuten.

Monate gehen dahin. Das gelbe Fell der Wildesel ist weich und lang geworden, kaum erkennen die schönen, glatten Tiere des Sommers sich selber wieder. Doch durch die Steppe fegt der Winter mit seinen Stürmen. Hoch wallen und wirbeln erbarmungslos weißstiebende Massen. Eine schwere Zeit bricht an für die Steppentiere, denn nur mit dürftigen Knospen aus dem Schnee ragender Sträucher vermögen sie mühsam ihren Hunger zu stillen.

Die Not treibt sie gen Süden. Da aber tauchen unversehens Wohnlager der gefürchteten Zweibeiner auf. Also zurück in das wogende, weißbrandende Meer, in dem manch einer der wetterharten Gesellen zusammenbricht, um sich nicht wieder zu erheben — unter ihnen auch jener alte Hengst, der Dschiggetai einst so übel mitspielte.

Jetzt aber herrscht nicht der heißquälende Drang der Liebe, jetzt üben einzig Hunger und Kälte ihr Herrenrecht. Der Trieb, ihnen zu entfliehen, läßt auch die sonst so kampfbegierigen jungen Hengste sich willig den älteren, erfahreneren unterordnen. Jeder für sich einen Trupp führend, bilden diese bald eine ungeheure Herde. Nun gilt es, stets Ausschau zu halten nach den schlimmen Zweibeinigern, die auch der weiße Tod nicht schreckt. Um die elenden Wölfe jedoch braucht man sich nicht zu kümmern, wozu hat man denn sein scharfes Gebiß und die harten Hufe!

Waldlos und öd wächst ein Gebirge wolkenwärts. Ihm führt Dschiggetai zur Frühlingszeit in der Gesellschaft von Steinböcken, Wildschafen und mürrischen Yacks ein kleines Rudel Stuten zu; den Gefährten folgend, klettern sie gewandt ins Gefelse. Straff spannt sich das Fell über gerundete Körper, und die ersten Fohlen spielen in lustigen Sprüngen um ihre Mütter. Tapfer hat Dschiggetai sich sein Familienglück verdient; zahlreiche Gegner mußte er überwinden, von denen zwei nicht wieder aufstanden. Mitleidlos ist die Aussonderung in einer Natur, die nur Bestes und Kraftvollstes bestehen läßt. — Das wissen auch die kundigen Herren der Hochsteppe, Turkmenen, Kurden und Kirgisen.

Sorgfältig hat Masar Bey die Grube ausgeworfen und sie dick mit Heu ausgepolstert, daß die edlen Wildlinge keinen Schaden nehmen. Ein goldbraunes Pferd grast, wohl abgerichtet, zaum- und sattellos in der Steppe.

Dschiggetai, der in einiger Entfernung seine Herde führt, stutzt. Was ist denn das? Hat sich nicht schon wieder eines von dem ungehorsamen Weibervolk entfernt? Eilends fegt er heran. Die Stute fährt herum und jagt in voller Karriere auf ihren versteckten Herrn zu — der Hengst blind und taub hinterdrein.

Da wachsen aus dem Boden hüben und drüben häßliche Wichte, schwenken bunte Lappen, schreien abscheulich und rücken auf den Verirrten zu. Er sieht den Rückweg abgeschnitten und versucht, nach vorn durchzubrechen. Plötzlich weicht der Boden unter ihm, und er versinkt im tiefen Heu. Blitzschnell werfen sich die Turkmenen auf ihn, und wie tapfer er sich auch wehrt, starke Lederriemen legen sich ihm um die schlanken Läufe, das beißschnelle Maul wird mit Stricken verbunden, und mehr getragen als geführt gelangt er gegen Abend in den Kral. Hier findet er schon zwei Leidensgefährten, einen einjährigen Hengst und ein Füllen, das bereits eifrig eine fahle Stute besaugt.

Bald ist er wenigstens so weit gezähmt, daß ihm Pferdestuten zugeführt werden können. Schmunzelnd streicht Masar Bey in der Folge viele harte Silberstücke ein, denn schöner und beweglicher als gewöhnliche Maultiere sind die Nachkommen eines wild aufgewachsenen Hengstes.

Dschiggetai hat einen großen Auslauf, er erhält gutes Futter, und man würde ihn auch pflegen, wenn er sich nur berühren ließe. Das aber dürfen die Zwingherren nur mit den beiden anderen tun — mit zerschmetterter Hüfte wurde ein Kirgise weggetragen, der sich ihm zu sehr genähert hatte.

Doch wenn Nacht herniedersinkt auf die Höhen des Hindukusch, wenn Schakale jammern und die Wölfe der Hochsteppe bellen, dann spielen die schlanken, schönen Ohren des Hengstes. Reglos steht er, die Nase im Wind, und späht hinaus in die weite Steppe, durch deren unbegrenzten Raum die Gefährten fesselos schweifen.

Von den Hängen des Ural geht ihr Zug bis tief in die Mongolei und zum Hindukusch, geht in Kampf und Unterliegen, in Sieg und ungeheuerer Daseinskraft hin und her, her und hin — bis einst Allvernichterin Zivilisation eindringt auch in die zeitlose Oede jener Welten, darinnen noch die Gesetze des großen Dschingis Chan zeitlos und weise walten.

Vom Stand der Heufieberforschung

Der schon seit 36 Jahren bestehende Heufieberbund e. V. (Geschäftsstelle Köln, Buchheimer Str. 68) gibt soeben seinen neuesten Jahresbericht über den Stand der Heufieberforschung heraus. Der Bericht, der auf rein ärztlicher Grundlage aufgebaut ist, bringt in seinem ersten Teil die Veröffentlichung von drei wissenschaftlichen Vorträgen. In dem ersten Vortrag bespricht der Vorstandsarzt des Bundes Dr. Kehr, Wesen, Ursachen und Behandlung des Heufiebers nach seinem Vortrag vor dem V. internat. medizinisch. Kongreß (St. Moritz, August 1933). Die beiden anderen vor der Generalversammlung auf Helgoland von Priv.-Doz. Dr. Karrenberg-Bonn und Prof. Haag-Düsseldorf gehaltenen Vorträge bringen dem Leser neue Probleme der Heufieberforschung im Rahmen der Ueberempfindlichkeitskrankheiten bzw. deren mittelbare Ursachen nahe. In zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen von namhaften Allergieforschern, Botanikern und Klimatologen werden neue, verbesserte und aussichtsreiche Wege zur Bekämpfung der allergischen Krankheit speziell des Heufiebers gezeigt. Durch die erstmalige und einzige Veröffentlichung der von Priv.-Doz. Dr. Karrenberg zusammengestellten Auslandsliteratur über das Problem der allergischen Erkrankungen erhält der Bericht eine literarische Seltenheit und bildet in Verbindung mit den übrigen Referaten und Abhandlungen für den Arzt und Forscher wie für den Laien ein wertvolles Nachschlagwerk. Einen besonders wertvollen Abschnitt stellt die Bekanntgabe des Fragebogenergebnisses aus dem Jahre 1933 dar, das an Hand von annähernd 800 Krankheitsfällen wertvolles Material für die weitere Forschung erbrachte. Die erprobtesten Heilmittel und Methoden werden hier ausführlich besprochen und das Urteil der Kranken über die einzelnen Mittel, Methoden und die Vorzüge einzelner Kurorte in einer statistischen Zusammenstellung veröffentlicht. Als Behandlungsverfahren hat sich neuerdings als am wirksamsten das Desensibilisierungsverfahren ergeben. Ueber die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Heufieberbund und Aerztschaft sowie über die dem Bund angeschlossenen 28 Universitätskliniken im In- und Ausland gibt das Kapitel „Arzt und zentrale Beratungsstelle" Aufschluß. Der Heufieberbund veranstaltet in der Zeit vom 16.—19. Juni auf Helgoland einen Aerztekongreß, zu welchem schon heute zahlreiche Vortragsmeldungen namhafter Forscher vorliegen. Der Geschäftsbericht des Vorstandes sowie eine Veröffentlichung der vom Heufieberbund für seine Mitglieder in Kurorten usw. erwirkten wirtschaftlichen Vergünstigungen beschließen den diesjährigen Bericht. Ueber den Bezug dieses für Arzt und Patienten unentbehrlichen Spezialbuches, das als die einzige Veröffentlichung dieser Art anzusprechen ist, gibt die Geschäftsstelle des Bundes nähere Auskunft.

Warburger Warte

WARBURGVM.

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 30 | **18. April 1934** | **8. Jahrgang**

STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

[11. Fortsetzung]

„Danke," sagte Mentzel unterwürfig, aber mit einem flüchtigen Aufleuchten in den Augen, „danke".

Werner bezahlte die Zeche mit losem Gelde, dann verließen Vater und Sohn das Lokal, verfolgt von den verwunderten Blicken des Wirtes und der wenigen Gäste. Draußen trafen sie eine neue Verabredung für die nächste Woche, darauf stürzte Werner davon.

Denn ein Blick auf die Uhr hatte ihm gezeigt, daß er Irma noch treffen würde, wenn er sich beeilte; als er aber an Ort und Stelle angelangt und eine Zeitlang auf und ab geschritten war, mußte er zu der Erkenntnis kommen, daß die Erwartete schon früher aus der Handelsschule gekommen war oder noch darin festgehalten wurde; um sich zu vergewissern, suchte er die Wohnung der Familie Reinecke auf.

Sie lag nicht mehr draußen im Villenviertel, sondern in einer schlichten Straße. Und kein Mädchen mit weißer Schürze öffnete auf Werners Klingeln, sondern ein Knabe von zwölf Jahren.

„'n Abend, Rudi," begrüßte Werner kameradschaftlich den Jungen, „ist Irma schon zurück?"

„Nein . . . Willst du nicht hereinkommen, Werner? . . . Mama ist drinnen."

Werner empfand eigentlich wenig Neigung, die beweglichen Klagen anzuhören, die Frau Reinecke auch diesmal über ihn ausschütten würde; aber er mochte nicht unhöflich sein. Er betrat deshalb den engen Flur, behielt aber den Mantel an und den Hut in der Hand, als er Irmas Bruder folgte.

Frau Reinecke saß in einem Zimmer, dessen vornehme Einrichtung zu den verschlissenen Tapeten und dem plumpen Kachelofen durchaus nicht paßte. Sie saß unter einer Ständerlampe und las, oder hatte bis dahin gelesen, nun war ihr Blick gespannt auf die Tür gerichtet.

„Ach, Sie sind es, Herr Degenhardt," rief sie. „Wie nett von Ihnen, daß Sie sich wieder einmal sehen lassen; Sie sind der einzige, der uns in unserem Elend treu bleibt."

Werner war peinlich berührt.

„O, das ist doch wohl zuviel behauptet, Frau Reinecke," entgegnete er gezwungen lächelnd, indem er Platz nahm. „Irma sagte mir, daß alle Ihre Bekannten den Verkehr mit Ihnen aufrecht erhalten. Und warum sollten sie das auch nicht? . . . Vom Unglück kann jeder getroffen werden."

Ein bitteres Auflachen folgte. „Vom Unglück — ja, aber nicht von einem solchen, wie wir es erlebt haben. Das bleibt nur wenigen vorbehalten . . . Wenn ein Haus in seinen Fugen kracht, können die Bewohner sich nach einer anderen Unterkunft umsehen, sie können beizeiten flüchten; wenn es aber über Nacht zusammenbricht, begräbt es seine Insassen. Sehen Sie sich diese entsetzliche Straße an, dieses Haus, in dem es wimmelt wie in einem Ameisenhaufen; lauter kleines Volk."

In Werner wallte es auf. „Es sind Menschen wie alle anderen, Frau Reinecke," sagte er mit blitzenden Augen. „Mit Sorgen beladen wie die meisten von uns; man darf nicht auf sie herabsehen. Uebrigens gibt es Menschen, die noch ganz anders wohnen."

„Nun, Sie haben doch wohl keine Sorgen, Herr Degenhardt," kam es bitter zurück. „Ihre Eltern sind geborgen, vor allen Wechselfällen geschützt durch die Stellung Ihres Vaters und das sicher angelegte Vermögen Ihrer Mutter."

„Es gibt doch nicht nur Geldsorgen, Frau Reinecke, andere können vielleicht noch vielmehr zu schaffen machen."

Er sah vor sich hin. Als er die Augen wieder hob, begegnete er den forschenden der Frau, die so schwer unter dem jähen Wechsel in ihren äußeren Verhältnissen litt; „Man muß dem Schicksal die Stirn bieten," sagte er, zu einer Phrase seine Zuflucht nehmend; „denken Sie an Irma! Sie ist so tapfer."

In Frau Reinecke schienen sich Erwägungen aller Art zu kreuzen; schließlich erhellte sich ihr Gesicht.

Plötzlich klingelte es. Rudi lief hinaus, um zu öffnen.

„Wer ist da? . . . Werner Degenhardt? . . . Ach!" drang es freudig bis ins Zimmer, wo vier Ohren aufmerksam lauschten.

In der Tür erschien Irma, neben ihr der Bruder. Ihr Gesicht, von der Winterluft rosig überhaucht, strahlte, als sie Werner begrüßte.

„Wie nett von dir," sagte sie.

„O, ich bin sehr gern gekommen, Irma."

„Dein Essen steht in der Küche," sagte Frau Reinecke. „Ich habe es selbst gekocht; na, es ist auch danach geworden," setzte sie resigniert hinzu.

„Es wird schon schmecken, Mama," lachte das junge Mädchen, „der Hunger treibt's 'rein. — Entschuldige mich ein paar Minuten, Werner." Sie nickte ihm zu und ging, von Rudi gefolgt, hinaus.

„Ja, sie ist reizend," sagte Frau Reinecke, als sie mit Werner allein war. „Wenn mein Mann und ich den Kopf hängen lassen, richtet sie uns wieder auf. Es ist unfaßbar, wie schnell sie sich mit allem abgefunden hat."

Die Geschwister kamen wieder herein, eng umschlungen; auch der Junge erblickte in der Schwester eine feste Stütze.

„Nun, wie hat's geschmeckt, Irma?" fragte Frau Reinecke unsicher.

„Prächtig, Mama. Wie ist es, Werner, wollen wir noch ein Stück spazieren gehen, oder hast du keine Zeit?"

„O, noch eine volle Stunde," antwortete er.

„Gut. Ich habe Verlangen nach frischer Luft. — Auf Wiedersehen, Mama."

Sie zog im Flur, der von der in Schleiflack glänzenden Dielengarderobe fast ausgefüllt wurde, ihren eleganten Wintermantel an und setzte das schicke Hütchen auf; die junge Dame war fertig. Sie küßte den Bruder, der hinter beiden wieder zuschloß.

Sie überquerten eine Straße und bogen in eine Allee ein.

„Hat Mama dir was vorgeklagt?" erkundigte sich Irma nach einem längeren Schweigen.

Er nickte.

„Ja, sie hat ganz und gar die Haltung verloren und zeigt es auch, im Gegensatz zu Papa, der sich mit Würde in sein Unglück findet. Er ist seit vorgestern bei einem früheren Geschäftsfreund als Buchhalter tätig, gegen ein Gehalt, das, aufs Jahr berechnet, weit unter dem bleibt, was er im Geschäft früher allein für Porto und Telegramme ausgab. — Aber wir wollen von anderen Dingen reden. Wie geht es Friedel?"

„Nein, wir wollen gerade von diesen Dingen reden," beharrte er eigensinnig; „man soll nicht den Kopf in den Sand stecken wie der Vogel Strauß, wenn ihm Gefahr droht. — Und wir sind ja alle in Gefahr."

„In Gefahr? . . . Wie meinst du das?"

„So im allgemeinen. Keiner weiß genau, wann ihn das Schicksal beim Rockzipfel faßt. Wir schweben alle, Irma, wandeln alle am Abgrund und können jeden Augenblick hinabstürzen."

Er sprach wieder in Rätseln, und wie er jedesmal dann, wenn er es tat, einen verwunderten Blick auffing: von Mama, von Friedel, von seinen intimsten Freunden — so auch jetzt von Irma.

„Das elende Geld," sagte er ablenkend.

Irma nickte trübe.

Vor dem Auslagefenster einer Konditorei blieb sie stehen. Neben Torten und feinem Gebäck winkte verlockend Marzipan. Noch vor kurzem hatte sie einfach hineingehen und sich das Begehrte kaufen können — doch jetzt? Sie seufzte.

Werner betrachtete das reizende Gesicht von der Seite.

„Wollen wir hier eine Tasse Kaffee trinken?" fragte er.

Sie lachte befangen, ohne zu antworten. So faßte er sie einfach an der Hand und führte sie hinein. Beim Betreten der Konditorei überschlug er in Gedanken seine Barschaft. Er mußte einen der beiden Zehnmarkscheine wechseln, aber was schadete das? . . . Er durfte doch nicht knickern, wenn es galt, Irma eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen.

Und wie groß war ihre Freude! . . . Mit welchem Behagen löffelte sie die Torte mit Schlagsahne, für die sie sich entschieden hatte und die auch er ausgezeichnet fand. Sie schleckten wie zwei große Kinder.

„Bist du schon oft mit deinem Motorrad unterwegs gewesen?" fragte Irma.

„Erst zweimal. Es macht mir keinen Spaß."

„Aber Werner! . . . Und wie sehnsüchtig hast du dir das Rad gewünscht."

„Allerdings. Und es tut mir auch schon leid, daß ich Mama so damit zugesetzt habe. Sie hat sich meinetwegen in Schulden gestürzt. Papa hat auch schon einige anzügliche Bemerkungen fallen lassen, was ich ihm eigentlich nicht verdenken kann. Da steht es nun, sechshundert Mark und eingefroren, wie man heute sagt; ich merke es Mama wohl an, wie unglücklich sie ist, daß ihr Geschenk mir so wenig Freude macht. Außerdem hat sie deswegen Vorwürfe von Papa einstecken müssen."

„Vorwürfe? . . . Sie hat es doch mit ihrem Gelde bezahlt."

„Gewiß . . . Aber wenn Papa nicht wäre, würde Mama bald nicht mehr ein und aus wissen, das hab' ich längst spitz. Sie gibt und gibt. Was sie vor Weihnachten verschenkt hat, geht in die Hunderte, und wenn sie blank ist, macht sie ganz schuldbewußte Augen."

„Entzückend!"

„Entzückend! sagst du. Aber auch gefährlich. Und darin hat Papa ganz recht, wenn er sich jetzt endlich ein Mitbestimmungsrecht über Mamas Einkünfte ausbedungen hat. Ich war vor einigen Tagen unfreiwillig Ohrenzeuge, wie über diese Angelegenheit verhandelt wurde, Papa bekam auf sein Drängen heraus, daß Mama von Frau Usinger — Alfred Usingers Mutter — Geld gepumpt hat, und zwar zum Kauf des Motorrades, und da wurde er sehr böse. Ich konnte Mama nicht sehen, aber ich wußte genau, wie zerknirscht sie war. Und darum tut es mir leid, daß ich sie so in Verlegenheit gebracht habe." — — — —

Beide vergaßen die Schwere, die bei ihm seelischer, bei ihr mehr materieller Art war, und lebten ganz der Gegenwart. Dann und wann lächelten sie sich an, unter dem Tisch fanden sich ihre Hände.

Schließlich warf Werner einen Blick auf seine Uhr.

„Ich muß leider nach Hause, Irma," sagte er. „Mein Vater . . . Papa," verbesserte er sich, „ist, was Pünktlichkeit anbelangt, ein wenig Pedant."

„Ich habe auch noch zu arbeiten. Laß uns gehen," entgegnete Irma.

Der Primaner zog die Brieftasche, das bedienende junge Mädchen kam herbei und nahm den Zehnmarkschein entgegen, dessen Frische sie zu überraschen schien, denn sie betrachtete ihn von beiden Seiten; dann gab sie aus ihrer Geldtasche heraus.

Gemeinsam verließen die jungen Leute das Kaffee und gingen miteinander, bis ihre Wege sich trennten.

„Das war ein schöner Nachmittag mit dir, Irma."

„Gewiß, Werner. Es freut mich, dich auch mal wiedergesehen zu haben, und ich danke dir vielmals für die unverhoffte Freude, die du mir bereitet hast."

Dann verabschiedeten sie sich. Werner eilte auf dem kürzesten Wege nach Hause, kam aber doch nicht mehr rechtzeitig zum Abendbrot; die Eltern und Friedel saßen bereits am Tisch.

„Ich habe mich leider verspätet," sagte er hastig, indem er seinen Platz einnahm.

„Wo warst du denn?" erkundigte sich der Oberpostrat.

„Ich bin mit Irma Reinecke ein Stück spazieren gegangen."

„Hast du sie getroffen?" fragte Friedel.

„Nein. Ich wollte sie abholen, sie kam aber erst später als sonst aus der Handelsschule."

„Irma ist ein liebes Kind," sagte Frau Elisabeth, „und es freut mich, daß ihr nach wie vor gute Freunde seid."

Nach dem Abendessen ging Werner noch mit ins Wohnzimmer; er wußte, daß Papa die Seinen gern ein Stündchen geschlossen um sich sah. Er ließ sich dann in zwangloser Form Bericht erstatten über die Schule und die kleinen Ereignisse des Tages.

Die Oberposträtin las die Familienanzeigen in der Zeitung, Friedel hatte ein Beiblatt vor sich. Plötzlich sagte sie, ohne das Gesicht zu heben:

„Sieh dich vor, Mama, es sind falsche Zehnmarkscheine in Umlauf."

Die Angeredete ließ erschrocken das Blatt sinken und begegnete den Augen ihres Mannes, in denen es angstvoll aufglühte; sie erriet seine Gedanken.

„Zeig mal," wandte sich Degenhardt gefaßt an Friedel.

Werner hatte den zwischen den Eltern hin und her gehenden Blick aufgefangen und das tiefe Erschrecken auf beider Gesicht bemerkt; er stutzte. Falsche Zehnmarkscheine? . . . Er trug ja auch einen bei sich; aber der war sicher echt.

(Fortsetzung folgt)

Hyänenhunde greifen an

Strategie der afrikanischen Steppenräuber. Von G. Thiemann-Groeg

Nebelmeer deckt die trostlosen Weiten der Namibwüste. Schon seit Stunden kämpft die Sonne mit den dicken Schleiern. Langsam erscheinen die Konturen der Brandberge, werden immer klarer; gierig saugt die Steppe das goldene Licht.

Aber dort oben in dem weiten von Hügelketten umrahmten Tale hat sich der Nebel in dichten Schwaden auf die Erde gedrückt. Kaum meterhoch bedeckt eine milchweiße Schicht den Boden. Wer von einer der Kuppen diese Nebelfläche überschaut, würde wohl kaum auf den Gedanken kommen, daß gerade sie hundertfältiges Leben deckt.

Da schnellt aus dem milchigen Meer ein Springbock sichernd in die Höhe, einige Meter weiter noch einer. Es sind die Leitböcke einer großen Herde dieser schönsten und anmutigsten aller afrikanischen Gazellen, deren gamskrickelartiges Gehörn das Sinnbild dieser Gegenden wurde.

Ein schlanker Leib nach dem anderen wird sichtbar, eine Herde von einigen hundert Tieren ist äsend über die weite Fläche ausgeschwärmt. Immer wieder sichern die Leittiere, schnellen aus dem Stand in die Höhe. Nichts rührt sich, kein Feind läßt sich blicken, ruhig suchen auch die Wächter weiter ihre Nahrung.

Ueberblickt man diese Wüstensteppen von der Bergkuppe, dann vermag man kaum einen Halm oder ein Grasbüschel zu sehen. Endlos glastend im Sonnenlicht wird das gelbe Sandmeer nur hie und da von einem Milchbusch, einer Welwitschia, unterbrochen, deren sattes Grün grell aus dem flimmernden Gold hervorsticht. Geht man aber hinunter, legt sich platt auf die Erde, dann sieht man überall einen Schleier feiner Grashälmchen, die in diesen berggeschützten Talflächen sprossen und das lebenswichtige Naß aus den Morgennebeln ziehen.

Wohl stehen die einzelnen Hälmchen meterweit auseinander, die Weite der Fläche aber gibt auch großen Herden der Springböcke die notwendige Aesung, sind doch diese Steppengräser von besonderer Nährkraft.

Gern ziehen sich die Rudel in solche Flächen zurück, die den Leittieren weite Uebersicht gewähren und jede drohende Gefahr schon frühzeitig erkennen lassen. Nur in den seltensten Fällen gelingt es dem Jäger, unter dem Schutz eines Hügels oder der Milchbüsche an die Tiere heranzukommen.

Aus den Schluchten der Ugab schleicht es heran. Kein Laut ist hörbar, kein Trappen; nur ab und zu zeigt ein rollendes Steinchen nahendes Leben. Nun neigt sich die Schlucht, breitet sich vor ihr weit die Fläche. Wie aus Erz gegossen steht in der Höhe der Wolf der afrikanischen Steppen, ihr Schrecken, ihr schlimmstes Raubtier, der „Hyänen-Hund".

Lautlos gleitet der Führer nieder. Er hat die in Kilometerentfernung weidende Herde der Springböcke gesichtet. Wie Katzen tief auf den Boden geduckt, schleichen die Genossen seines Rudels an ihn heran. Unersättliche Gier, Raublust und Hunger leuchten aus ihren Augen, feuchten ihre Lefzen.

Nur kurz unterrichtet sich der Führer. Vorgelagert dem letzten Ausläufer der Bergketten liegen nebeneinander zwei kleine sandverwehte Hügel, bilden eine kleine, fünf Meter breite Durchgangsstelle und ermöglichen bei günstigem Winde sicheres Beschleichen der Herde.

Lautlos an die vor Sicht schützende Bergwand gedrückt, huscht das Rudel dem Führer nach. Tief an die Erde geschmiegt, jede Deckung ausnutzend, sind sie auch dem aufmerksamen Beobachter kaum sichtbar. In weitem Bogen umgehen sie die Herde; schon nach einer Viertelstunde haben sie den Rand der Steppe erreicht und nähern sich dicht über den Sandboden huschend den Hügeln.

Wieder schleicht der Führer vor. Seine Lichter lugen kaum wahrnehmbar über den Rand der zwischen den Hügeln liegenden Senkung. Nur einige hundert Meter trennen ihn noch von der Herde.

Eng gedrängt steht nun auch das ganze fünfzehn Tiere starke Rudel hinter der schützenden Höhe, um nach Rückkehr des Führers die Rollen zu verteilen. Während die fünf oder sechs stärksten Rüden des Trupps nun zu beiden Seiten des Hügeldurchgangs im Hinterhalt liegen, schleichen die übrigen wieder zurück, um die Herde in weitem Bogen und jede Deckung ausnutzend zu umschleichen. So meisterhaft ist die Ausnutzung jeder Deckung, jeder Bodenwelle, daß die Räuber die ahnungslose Herde nach Verlauf einer halben Stunde eingekreist haben und sich nun von allen Seiten heranschieben.

Unruhe bei den Springböcken! Hat eines der Leittiere den anschleichenden Feind gewittert, gesehen?

Ein pfeifendes Warnen! Auffahren die Hunderte, um zunächst regungslos zu verharren. Immer wieder schnellen Leittiere aus dem Stand zwei Meter hoch in die Luft.

Da kommt Bewegung in die Herde. Einer der heranschleichenden Räuber hat sich aufgerichtet. Angstvoll drückt das ihm zunächst stehende Rudel zur Herde, diese gleichfalls in Schrecken versetzend. Die ersten Tiere fliehen in entgegengesetzter Richtung, schon folgt die Hauptmasse in langen Fluchten, da werden auch auf dieser Seite einige Wölfe sichtbar, springen auf und drücken kläffend vorwärts.

Von drei Seiten her sehen sich die Springböcke umdrängt, in wilder Flucht drücken sie nach der vierten, nach der Durchgangsstelle der beiden Sandhügel. Eng aneinander gedrückt, in langen Sätzen, wie ein wehendes Aehrenfeld wogen die gelben Leiber, wie Schaumkronen der Brandung wippen die schwarzen Rückenstreifen auf und nieder. Nun ist die rettende Pforte bereits vor ihnen. Schon drücken die Spitzentiere hindurch, da sausen ihnen die hier im Hinterhalt lauernden starken Hunde an die Kehlen. In wirren Knäueln stieben die Körper der Springböcke durcheinander. Wohl brechen hier und da große Rudel nach allen Seiten aus; in der Hauptmasse aber wüten die von allen Seiten herangekommenen Verfolger in wildem Blutrausch und reißen Tier auf Tier. Die starken Wolfsgebisse graben sich in die schlanken Hälse und Kehlen der Gazellen; immer mehr Opfer fallen, bis sich die Herde zur Flucht aufrafft und nun in wilder Jagd dahinrast, schon nach wenigen Minuten am Horizont verschwindend.

Wohl vierzig Springböcke liegen auf dem Platz. Gierig zerfetzen die wilden Hunde ihre Beute, schlingen Stücke des noch warmen Fleisches hinab, schlingen und schlingen, um dann ermattet zwischen den Leibern niederzusinken. — —

Unerbittlich brennt die Sonne. Die satten Räuber schleichen mit fleischüberladenen Hängebäuchen den Bergen zu. Noch einmal steht das Rudel auf der hohen Felsenpforte, schaut auf die blutige Stätte zurück. Die Jagd ist zu Ende. In langsamem Trott verschwinden die Jäger in den schützenden Schluchten des Ugab.

Am Himmel zeigen sich die ersten Aasvögel. In einer Stunde sind die Kadaver der Böcke von ihnen bedeckt. Was die Geier übrig lassen, holen sich die Ritter der Nacht: Schakal und Hyäne schleppen die Ueberreste in ihre Schlupfwinkel. Das Drama ist zu Ende.

Bald deckt wehender Sand die letzten Blutflecken des Sandes — rein und unschuldig dehnt sich sonnenflimmernde Steppe. Weiter zieht das Rudel der wilden Hunde. Hinauf in die Flächen des Kaokofeldes...

Dschiggetai, das Langohr

Tierskizze von W. v. Bosenstein

Brennende Sonnenstrahlen glühen auf die ausgedörrte Kirgisensteppe. Fern im Süden blinkt der Spiegel des Aralsees; Salzsträucher, Tamarisken, Steppenwermut und stachliger Bajalysch überziehen die Erde dieses Landes, das mit Recht den Namen Hungersteppe trägt. Nur selten durchstreift der reitende Kirgisenwanderhirt ihre von Kropfgazellen und stattlichen Wildschafen meist nur dürftig belebte Einöde. Und hier, wo das Zweibein Mensch glücklicherweise selten ist, wohnt auch die Sippe Kulan.

Auf einer leichten Bodenwelle steht Dschiggetai, der junge Hengst. Die Ramsnase gegen den Wind, die mittellangen Ohren aespitzt, starrt er mit vor innerer Unruhe und wilder